№ 27. Dritter Jahrgang. 1842.



Grafschaft Glatz.

Redakteur Reymann. (Glatz, den 2. Juli.) Druck von F. A. Pompejus.

Liebe, Treue, Hoffnung.

Wer hat die Liebe erfunden?
Wer hat die Liebe erdacht?
Gewiß ein junger Wandrer
In rother Morgenpracht
Und thats kein junger Wandrer,
Ich hätte sie erdacht,
Als ihre rothen Wangen
So hold mich angelacht.

Wer hat die Treu erfunden?
Wer hat die Treue erdacht?
Gewiß ein junger Sänger
In blauer Strrnennacht.
Und thats kein junger Sänger,
Ich hätt' mir's zugetraut,
Als ihre 'blauen Augen
So hold mich angeschaut.

Wer hat die Hoffnung erfunden?
Wer hat die Hoffnung erdacht?
Gewiß in junger Jäger
In grüner Waldesnacht
Und thats kein junger Jäger,
Ich hätts gewiß gethan;
Denn Alles was ich fühle,
Fängt mit der Hoffnung an,

Ich habe die Liebe erfunden!
Ich habe die Treue erdacht!
So etwas läßt sich nicht lehren!
Wenn man sich's nicht selber gemacht.
Und wenn dann die Liebe erbleichet,
Und du, o Treue vergelbst —
Das heißt bei meinem Liebchen: —
Dann kömmt die Hoffnung von selbst.

Herrm. Grieben.

Die Pianistin.

(Fortsetzung)

2.

Es war Sonntag, die Kirchenparade der Garde in der schönen Garnisonkirche Berlins ging zu Ende. Unter abwechselnden Gesprächen schritt eine lange Reihe von Offizieren fast aller Regimenter langsam den Linden zu. Doch waren sie es nicht allein, die zu solcher Stunde diese Promenade belebten: auch die vornehme Welt Berlins hatte sich eingefunden, um die ganze Fülle des schönen Tages zu genießen, während eine kleine Anzahl von Modeherren ihre Reiterkünste, mehr zum Schrecken als zum Vergnügen der Damen, auf der nahen Esplanade zur Schau trug.

Unter der zahlreich versammelten Menge gewahrte man am Arme eines jugendlichen Garde du Corps-Offiziers einen jungen Mann von angenehmen Aeußern, dessen Kleidung den Fremden nicht verläugnete. Langsam schritten Beide unter den Linden auf und nieder. Mit liebenswürdiger Nachalance flogen die Blicke des schlanken Marssohnes bald hier- bald dorthin, auf mehreren reizenden Damen Berlins — die mehr ihren eleganten und gewählten Anzug, als sich selbst der Bewunderung der versammelten Modewelt preis gaben — länger verweilend. Ein öfterer leiser Händedruck machte seinen schweigend, doch nicht gefühllos zur Seite gehenden Gefährten auf die hervorragensten Erscheinungen aufmerksam und kaum hörbar flüsterten ihm seine Lippen einige Bemerkungen zu.

Eben hat der Offizier die schlanke Gestalt einer jungen Dame erblickt, die am Arme eines ältlichen Mannes vorüber wandelte, als er, auf sie hindeutend, sich zu seinem Freund mit den Worten wandte: „Kennst du sie?“ — „Nein,“ entgegnete dieser. — Wirklich? frug der Offizier hell auflachend. „Du, einer der ersten Pianisten Europas, du solltest Angelika, deine gefeierte Rivalin, nicht kennen;“ — „dieß wäre Angelika,“ erwiederte mit ungläubiger Miene sein Gefährte. „Weißt du es gewiß?“ fügte er mit Hast hinzu. — „Ganz gewiß,“ entgegnete der Garde du Corps. „Ich war heute früh vor der Kirchenparade in Fuch's Konditorei, dort fand ich die Fremde und ihren Begleiter, und erfuhr von Fuchs selbst, es wäre die gefeierte Pianistin Angelika Börner, die erst vor wenigen Stunden hier angelangt sei.“ — „Sie wäre Angelika?“ murmelte der Fremde vor sich hin, als könne er noch immer nicht der Aussage seines Freundes trauen. Diese schlanke ätherische Gestalt,“ fuhr er im Gespräche mit sich selbst fort, „dieser leere nichts sagende Blick, diese Einfachheit des Benehmens sollten ihr gehören — sie sollte Angelika sein? Nein! nein!“ schloß er lauter seine Rede — „sie ist es nicht, sie kanns nicht sein.“ — Das laute Selbstgespräch des Fremden hatte Aufsehen erregt. Hastig ergriff daher der Gardeoffizier seinen Arm, und bald waren beide dem Gewühl der Promenade entschwunden.

Wohl war es Angelika, die schon als Kind Bewunderung erregt hatte. — Sechzehn Jahre waren seit jenem Tage als eben so viel qualvolle Lebensabschnitte verronnen, und Angelika zur Jungfrau geworden, ohne doch die Kindheit zu verlassen. Wie viel hatte das gute Mädchen in dieser Zeit erduldet! wie viele schmerzliche Thränen vergossen! Wer diese leidende Gestalt mit dem leblosen Blick ihres unendlich sanften Auges jetzt wieder sah, der erkannte, auch ohne es zu wissen, in diesem schönen Steingebilde das traurige Opfer eines frühzeitigen Kunststrebens. Kalt und theilnahmlos ging das Leben in seinen schönsten Beziehungen, in all seinen bunten Treiben vor ihrem Herzen vorüber. Durch nichts zu Thränen — nichts zum Lächeln bewogen, lag die Seele des ein und zwanzigjährigen Mädchen in leisen Schlummer versunken, nur durch die melodischen, ihren Rosenfingern entquillenden Töne des Pianos zu Zeiten aus ihrer tiefen Abspannung erwachend. Mehr als Worte zu sagen vermögen, gab sich der ganze Inhalt eines qualvollen Daseins in jenen Accorden zu erkennen, die Anfangs sanft und schmeichelnd zu dem Herzen dringend, plötzlich wie von einem mächtig tobenden Orkan erfaßt, die Brust der Zuhörer mit unnennbar schmerzlichem Schauer erfüllten.

Auch der Fremde war Pianist, Künstler in reinster Bedeutung, und doch — welche Verschiedenheit lag in seinem und Angelikas Spiele! Während in jenem das kreischende Weh des Lebens schmerzlich und herzzerreißend das Gefühl des Menschen berührte, hob ihn dieses wie mit aufjauchzender Freude auf den Schwingen der höchsten Lust in die Gefilde nie gekannter zaubervoller Träume.

Der Unbekannte hatte Angelika früher nie gesehen; es schien ihm nicht möglich, daß in dieser einfachen Hülle der Geist einer Künstlerinn weilen sollte, deren Ruf ganz Europa durchdringend, sich dem seinen Ruhm zur Seite stellte. Es war ihm daher Alles daran gelegen, sich persönlich zu überzeugen, daß sich Angelika in den Mauern Berlins befinde.

Am Abend desselben Tages saß die junge Künstlerinn so eben wieder vor dem nur selten verlassenen Instrumente, um sich der Einübung jener Composition zu unterziehen, mit denen sie in ihrem nächsten Concerte vor den Bewohnern Berlins auftreten wollte. Leise öffnete sich die Thür ihres Zimmers, und herein trat jener Fremde, dessen Gegenwart unter den Linden zwar ihren theilnahmslosen Blicken, keineswegs aber jenen ihres Vaters entgangen war. — Mit Befremden empfingen Beide den Unbekannten, der ohne seinen Namen zu nennen, sich mit wenigen Worten als einen reisenden Dilettanten zu erkennen gab, der die persönliche Bekanntschaft einer so ausgezeichneten Künstlerinn zu machen wünsche. — Eine stumme Verbeugung galt statt eines Dankes. — Ohne hierdurch irre zu werden,

knüpfte der Fremde mit umfassender Sachkenntniß ein langes Gespräch über Harmonie und Musik an, dessen Faden Angelikas Vater fortzuführen sich bemühte, während sie starr vor sich hinblickend dem schönen Steingebilde eines Bildhauers glich.

Das ausgezeichnete liebenswürdige Benehmen des Fremden vermehrte die Neugierde Börners, seinen Namen kennen zu lernen. Schnell durchkreuzte er daher die Fortsetzung des Gesprächs mit der Frage nach dem Namen und Stand seines Besuches. Der Fremde aber, als hätte er sie nicht gehört, trat wie zufällig dem geöffneten Instrumente näher, und mit künstlerischer Geläufigkeit flog die geübte Hand in einem schwärmerischen Kapricio über die Tasten hin. — Kaum hatten die ersten Accorde, wie wenn der säuselnde Klang einer Aeolsharfe sich dem gewaltigen Rollen eines fernen Donners vermählt, Angelika's Seele berührt, als die süßesten Empfindungen aus ihrem Antlitz sprachen. Tief in ihrem Innern den freundlichsten Anklang findend, hatte das Spiel des Künstlers den schlummernden Funken jenes Daseins zur hellen Flamme entzündet, das mit Worten und Gefühlen, nicht mit Tönen, die Menschen an das Leben fesselt. Angelikas Auge strahlte von ungewohnter Glut, eine zarte Röthe überflog die bleichen Marmorzüge und stürmisch wogend drohte ihr Herz seine Fesseln zu zersprengen. Es war die ahnungsvolle Nähe der verwandten Seele, die, ihren Geist aus seinem Todesschlafe rüttelnd, sie mit unendlichem Entzücken, mit dem Auflodern einer göttergleichen, ihrem Herzen bis jetzt unbekannten Regung erfüllte, und ihre Lippen halb bewußtlos die Worte hinhauchen ließ; „So spielt nur Leonce, kein Anderer!"

Sie hatte den Namen des Künstlers errathen.

(Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Sentenzen.

Wie heißen die ärgsten Feinde des staatswirthschaftlichen Lebens? „Schlendrian, Eigennutz und beider Töchterlein: Willkühr."

So lange diese bösen Geister auf gedachtes Leben Einfluß behalten, ist auf Verbesserung der staatswirthschaftlichen Zustände wenig zu rechnen; denn in ihrem Interesse liegt es: am hergebrachten Alten zu kleben, den geläuterten Grundsätzen und Lehren der Staatswissenschaft den Eingang zu versperren und vorzüglich den einflußreichen Grundsatz der systematischen Arbeitstheilung nicht aufkommen zu lassen.

Warum? Weil dann die bestehenden Verhältnisse weniger Gewicht behalten und den wesentlich nothwendigen Verbesserungen würden weichen müssen, wodurch manche glänzende, durch Alter ehrwürdige?? einträgliche und bequeme Staatsdienst-Stelle überflüssig werden, die neue Stellung sich über das eingelernte Handwerksmäßige erheben und ein höheres Maaß geistiger und materieller Kräfte und Thätigkeit in Anspruch nehmen möchte, als vorhanden und zu gewähren bequem ist.

Worauf kommt es in der Beurtheilung des Staatsdienstes an? — Darauf, was der Staatsdiener, gleichviel, hoch oder niedrig, ist, sein kann oder will; keineswegs aber darauf, was er heißt und oft, sehr oft, nur durch Andere sein kann und muß. —

Sonst gab der Herr dem, welchem er ein Amt verlieh, den Verstand dazu gleich mit. Jetzt thut der Herr das seltener, und es wäre besser, er thäte es gar nicht mehr. Doch so lange aber der Mensch nicht durchweg ein ächt christlicher Mensch wird, so lange wird immer die menschliche Gebrechlichkeit ihren Einfluß zeigen. — Ein hochgelehrter Kammerrath bereisete einst — es ist schon etwas lange her — im Herbste die Forsten seines Dominial-Departements.

Der ihn begleitende Forstbeamte bemerkte dem Herrn, wie herrlich voll Eichmast die Bäume hingen, und wie das mal fette Schweine geben würde. Aber, mein Lieber, vermerkte der Herr Rath, wie kommen denn die Thierchen da hinauf?

Ein geistreicher Mann unserer Zeit hat gesagt: was nicht denkt, nicht folgerecht zu denken fähig ist, ist Pöbel! und Horaz hat schon vor langer Zeit gesagt: odi profanum vulgus et arceo! das versteht freilich mancher graduirte Plebejer eben so wenig, als daß, „leben und leben lassen" richtig übersetzt, nichts Andres heißt, wie: „ruhig und gleichmüthig zu sehen, daß der Schurke ein Schurke und der rechtschaffene Mann ein solcher ist" — wenn man 'nur dabei nicht zu kurz kommt. Die Jesuiten sollen auch so denken. Ei, dann wäre ja der Herr Rath, der diesem Grundsatze huldigt und empfiehlt, ein Jesuit? Kann wohl sein! —

Ein achtbarer Staatsbeamter, ein Mann nicht nur von Adel, sondern ein wirklicher Edelmann, äußerte einst im Verlaufe der Unterhaltung: „es giebt einen adelichen und einen bürgerlichen Pöbel!" Das mag freilich wohl mitunter wahr sein und man will es vorzüglich in manchen alten Gegenden bemerkt haben; aber darf denn in unserer Zeit, wo die schlichte nackte Wahrheit der Convenienz gesetzlich untergeordnet ist, die Wahrheit höher stehen als die Toleranz? Nil admirari et nil metuere, dächte ich, und medio tutissime! Jedem sein Recht; der Wahrheit nicht minder als der Toleranz. — Als Pilatus Christum fragte: „bist du der Juden Kö-

nig? "entgegnete er bekanntlich: „Du sagst es!" Was war der Lohn dieser offenen und wahren Antwort? Eine schmachvolle Mißhandlung von der Hand eines gemeinen Schuftes. Unter dem Pöbel unserer Tage geht es oft noch handgreiflich zu, und das ist unstreitig die wohlfeilste Justiz; aber für die gebildeten Bekenner der Wahrheit hat unsere Zeit Festungen und Gefängnisse.

Ein berühmter Publicist unserer Zeit meint, daß es genau genommen, nur zwei ständische Cathegorien hienieden gäbe, nämlich: Gebildete und Ungebildete. Sollte nicht Wohlgezogen und Ungezogen vorzuziehen sein? Nein, höre ich einsprechen, ihr lebt 4000 Jahre zu spät und habt das Leben mit wirklichen und geheimern Nüancen noch nicht begriffen. —

Ebengedachter Herr Publicist meint auch: wo man viele Räthe mache, liege der Beweis vor, daß Mangel an Rath vorhanden sei; und wo es, selbst beim Vorhandensein vieler Räthe, immer noch an Rath und besonders an gutem Rathe fehle, werde die Titulatur „Unrath" vermißt. — Gott behüte uns in Gnaden vor den Unräthen; es möchte sonst des Unraths, welcher schon im Uebermaaße vorhanden ist, noch mehr in der Welt werden.

Anekdote.

Jemand kaufte ein Stück Tuch zu einem Rocke, und gab es seinem Schneider. Dieser sagt, es sei zu wenig, und er könne nichts daraus machen. Der Mann ging zu einem andern Schneider, der die Arbeit zur Zufriedenheit auszuführen versprach. Zur bestimmten Zeit wird das Kleid gebracht und paßte. „Wo ist die Rechnung?" — Der Schneider suchte sie überall und findet, daß er sie zu Hause vergessen habe. In demselben Augenblicke tritt der Bediente ins Zimmer und meldet den Sohn des Schneiders. Dieser wird verlegen. „Laß ihn eintreten" sagt der Herr. Der Schneider will es nicht zugeben. „Wahrscheinlich bringt er mir die Rechnung," spricht er. „Gleichviel," erwiederte der Herr. Auf seinen Wink öffnete der Bediente die Thüre und das Schneidersöhnchen erscheint — mit einer Jacke angethan, gerade von dem nämlichen Tuche, wie der neue Rock, den der Schneider so eben überbrachte. Er übergab in der That die Rechnung; aber der Herr fragte erstaunt, nachdem er sich von der Identität des Tuches überzeugt hatte: „Wie kommt es, Meister, daß während einer Ihrer Collegen das Stück Zeug zu gering fand, Sie nicht nur den Rock fertig lieferten, sondern auch noch Ihrem Sohne eine Jacke daraus machen konnten?" Der Schneider besinnt sich, und antwortet dann gefaßt: „Wahrscheinlich wird sein Junge größer sein, als der Meinige, gnädiger Herr!" —

Spenden.

An M.

Dich Edlen läßt Amalia,
Und wählt den dummen Brack!
Verdolmetscht: Fort, Harmonika!
Komm, lieber Dudelsack!

An den glücklichen D.

Die Narren liebt das Glück! — Den Satz verneinst Du mir?
O wenn Du's Keinem glaubst, so glaub es, Narr, doch Dir.

Charade.

Das Ganze mahnt an dich, Diogenes!
und, unter uns gesagt, der Einfall war nicht übel! —
— „Dem Ungewissen, sagt die Bibel,
(sie sagt es, oder könnt' es sagen)
für das Gewisse nachzujagen,
ist eitel Unverstand; kein Weiser billigt es!"
Und doch, wie Mancher trägt von falschem Wahn getrieben,
fürs ungewisse drei bis sieben
sein spärliches Gewisses hin:
er erntet Nieten statt Gewinn! —
Verborgen liegt in 1, 4, 5, 6, 7,
der schön're Weg zu weit gewisserm Gut:
es überhebt der Furcht vor Dieben,
und trotzt der Elemente Wuth;
erhöht den Liebreiz jeder Tugend
und schmückt das Alter wie die Jugend.

Auflösung der Charade in Nummer 26:
„Eisenfresser."